

LISA UNGER
Denn du bist mein

Buch

Auf den ersten Blick führt Annie Powers ein sorgenfreies Leben in einem reichen Vorort von Florida: Ihr Mann Gray vergöttert sie, und durch ihre gemeinsame Tochter Victory scheint das Glück perfekt. Aber die junge Frau wird verfolgt – von ihrer eigenen Vergangenheit, an die sie sich nur bruchstückhaft erinnern kann. Denn noch vor wenigen Jahren hieß Annie Powers Ophelia March und war Marlowe Geary hörig, einem Serienkiller, der ihr eigener Stiefbruder war. Über lange Zeit hatte Marlowe sie ganz in seiner Kontrolle, terrorisierte sie und gab ihr immer wieder unmissverständlich zu verstehen: »Du gehörst mir!« Und obwohl Annie zu wissen glaubt, dass Marlowe tot ist, weiß sie auch, dass er ihr Zeichen sendet. Denn an seinem vermeintlichen fünften Todestag taucht ein Unbekannter am Strand vor ihrem Haus auf und lässt eine Kette mit einem Anhänger zurück, zu dem Annie noch immer die passende Hälfte besitzt. Marlowe gab sie ihr einst mit den Worten, er werde die Kette mit der Hälfte des Anhängers als Zeichen senden, dass er sie holen kommt. Nach und nach kehrt bei Annie nun die Erinnerung an die schrecklichen Ereignisse in der Vergangenheit zurück, und die junge Frau kann förmlich spüren, dass nicht nur sie, sondern vor allem ihre Tochter in großer Gefahr ist. Und dann weiß sie, was zu tun ist: Annie muss sterben, damit Ophelia zurückkehren kann, um Marlowe ein für alle Mal unschädlich zu machen ...

Autorin

Lisa Unger, geboren in Connecticut, ist in den USA, England und Holland aufgewachsen. Sie hat in einem Verlag gearbeitet, bevor sie sich entschloss, selbst Schriftstellerin zu werden. Gleich mit ihrem ersten Thriller um die Journalistin Ridley Jones, »Das Gift der Lüge«, gelang ihr ein Bestseller, und auch mit ihrem zweiten Ridley-Jones-Roman, »Der Fluch der Wahrheit«, konnte sie an diesen Erfolg anknüpfen. Nun folgt mit »Denn du bist mein« ihr dritter Thriller. Zusammen mit ihrer Familie lebt Lisa Unger heute in Florida.

Weitere Informationen zur Autorin unter www.lisaunger.com.

Von Lisa Unger außerdem lieferbar

Das Gift der Lüge. Thriller (46863)

Der Fluch der Wahrheit. Thriller

(geb. Ausgabe Page & Turner, 20309)

Lisa Unger

Denn du bist
mein

Thriller

Deutsch
von Eva Bonné

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»Black Out« bei Shaye Areheart Books,
an imprint of the Crown Publishing Group,
a division of Random House, Inc., New York.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das fsc-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2009

Copyright © der Originalausgabe 2008

by A Room of My Own, LLC

All rights reserved.

This translation is published by arrangement
with Shaye Areheart Books, an imprint of Crown Publishers,
a division of Random House, Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © Musée des Beaux-Arts, Rouen / Bridgemanart.com

Redaktion: Irmgard Perkounigg

IK · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46952-9

www.goldmann-verlag.de

Für
Ocean Rae, Sophie, Lucy, Matilda, Zoé und Josie,
für meine Tochter und die Töchter von Frauen,
die ich liebe und bewundere ...

Wir wollen unsere Töchter lieben, ihre Seelen beschützen
und sie ihre eigene Kraft und Stärke entdecken lassen,
damit sie so heiter und schön bleiben
wie am Tag ihrer Geburt.

PROLOG

Heute ist etwas Interessantes passiert. Ich bin gestorben. *Wie schrecklich*, werden Sie jetzt sagen. *Wie tragisch*. *Sie war so jung und hatte noch alles vor sich*. In der Zeitung wird ein Artikel über mich erscheinen, die junge Frau, die zu hell strahlte und zu schnell verglühte. Ich werde im kleinen Kreis beigesetzt werden – ein paar weinende Freunde, einige schniefende Nachbarn und Bekannte. Was für ein Theater sie um meinen armen Ehemann Gray machen werden! Sie werden ihm versprechen, immer für unsere Tochter da zu sein, die jetzt ohne mich aufwachsen muss. *Wie traurig*, werden sie sagen. *Was hat sie sich bloß dabei gedacht?*

Aber nach einer Weile wird die Trauer sich legen, alle werden in ihr normales Leben zurückkehren, und ich wurde zu einer Erinnerung verblassen – eine Erinnerung, die sie hin und wieder traurig stimmen wird und daran denken lässt, wie schnell es zu Ende gehen kann. Aber gleichzeitig werden sie lächeln. Denn wir hatten auch gute Zeiten. So viele schöne Abende, an denen wir zu viel getrunken, herzlich gelacht und riesige Steaks gegrillt haben.

Ich werde sie ebenfalls vermissen und in guter Erinnerung behalten. Aber auf andere Weise; denn mein Leben in ihrer Mitte war ein Täuschungsmanöver, eine sorgfältig konstruierte Lüge. Und obwohl ich einige von ihnen gut kennen und lieben lernte, hat mich keiner von ihnen wirklich gekannt. Sie wussten über mich nur, was ich freiwillig offenbarte, und selbst das war zum Teil erfunden. Ich werde mich so an sie

erinnern, wie man sich an einen Lieblingsfilm erinnert; mir werden schöne Momente und einzelne Sätze in den Sinn kommen. Aber letztendlich werde ich einsehen müssen, dass meine Zeit mit ihnen eine Fiktion war, so vergänglich und unwirklich wie eine Geschichte aus einem Buch.

Jetzt stehe ich am Bug eines Containerschiffs. Mit einer für seine Größe beachtlichen Geschwindigkeit zerteilt der Frachter die Nacht und frisst sich durch die hohen Wellen, während die Gischt zischend in die Höhe spritzt. Das Wasser ringsum ist schwarz. Mein Gesicht ist nass vom Sprühnebel und so windgepeitscht, dass ich meine Haut kaum noch spüre. Dabei hatte ich noch eine Woche zuvor eine solche Angst vor dem Wasser, dass ich es nicht einmal gewagt hätte, mich an eine Poolkante zu setzen und die Beine hineinzuhängen. Weil ich aber plötzlich so viele Dinge zu fürchten habe, sah ich mich gezwungen, diese Angst abzulegen.

Der Mann am Ruder hat mir schon zweimal mit fuchtelnden Armen signalisiert, ich solle hereinkommen. Ich hebe die Hand, um zu signalisieren, dass es mir gutgeht. Hier draußen zu stehen tut weh, aber der Schmerz ist genau das, was ich jetzt brauche. Außerdem bin ich nirgendwo weiter von meinem alten Leben entfernt als hier auf dem Schiffsbug. Ich brauche noch mehr Abstand, bevor ich irgendwann unter Deck gehen und vielleicht sogar einschlafen kann.

Ich spüre den heißen Atem meines Verfolgers im Nacken. Für ihn werde ich niemals zu einer Erinnerung verblassen. Ich werde immer sein Ziel sein, das Objekt der Begierde, das sich stets neu entzieht. Und wenn es nach mir geht, wird sich daran nichts ändern. Aber ich kenne seine Gier, seine Geduld, seine Hartnäckigkeit. Sein Herz schlägt einmal, während meins zehnmal pocht. Und ich bin so müde. Ich stehe in der Eiseskälte und frage mich, ob die Jagd heute Nacht enden und wer von uns beiden am Ende tot sein wird, wirklich tot.

Ich stehe am Bug und klammere mich an der Reling fest. Ich sage mir, dass der Tod das Hintertürchen ist, durch das ich jederzeit entkommen kann. Ich bräuchte mich lediglich vorzubeugen und über die Reling fallen zu lassen, um in der Dunkelheit zu verschwinden. Aber ich werde es nicht tun, nicht heute Nacht. Wie sehr wir doch am Leben hängen! Selbst die Bemitleidenswertesten unter uns, die kaum noch Grund zur Hoffnung haben – auch sie halten durch. Dennoch finde ich den Gedanken tröstlich, dass der Tod eine jederzeit mögliche Lösung wäre.

Schließlich werden mir Wind und Kälte zu viel. Ich drehe mich um und mache mich auf den Weg zurück in meine winzige Kabine, als ich es entdecke: das runde, weiße Auge eines Scheinwerfers, der hinter uns aus dem Nichts auftaucht, darunter kleine, rot-grüne Navigationslichter. Das Schiff ist noch zu weit entfernt, als dass ich die Maschinen hören könnte. Ich sehe nur einen weißen Lichtpunkt durch die Dunkelheit hüpfen. Ich will dem Kapitän ein Zeichen geben, aber er steht nicht mehr am Ruder. Ich überlege hinaufzusteigen und ihn zu warnen, aber es wäre zwecklos. Ich zögere kurz und beschließe, dass es das Beste für mich wäre, mir ein Versteck zu suchen. Wenn er mich tatsächlich aufgespürt hat, kann mir keiner mehr helfen. Ich stelle fest, dass ich kein bisschen überrascht bin. Dass er mich gefunden hat, wundert mich nicht. Ich habe nichts anderes erwartet.

In meiner Brust spüre ich das vertraute Klopfen, während ich über die endlose Wasserfläche starre und wieder die dunkle Verlockung spüre. Es wäre ein Akt des Trotzes, ihm das Einzige zu nehmen, das er jemals gewollt hat, und der ultimative Beweis dafür, dass mein Leben mir gehört und nicht ihm. Aber ein kleines, rundes, von wirren, goldenen Löckchen eingerahmtes Gesicht mit dunkelbraunen Augen und einem winzigen Schmolmund hält mich an Deck. Sie weiß nicht,

dass ihre Mommy heute gestorben ist. Hoffentlich trauert sie nicht um mich, hoffentlich wächst sie nach meinem frühzeitigen Ableben nicht zu einem kaputten, gebrochenen Menschen heran. Deswegen muss ich am Leben bleiben. Damit ich eines Tages, hoffentlich eher früher als später, zurückkehren und ihr die Herkunft ihres Namens erklären kann; damit ich sie in die Arme schließen und die Mutter sein kann, die ich ihr immer sein wollte.

Aber zuerst muss ich kämpfen und gewinnen. Ich weiß nicht, wie viel Kraft mir geblieben ist, aber ich werde kämpfen. Nicht für die zerbrochene, ausgebrannte Frau, zu der ich geworden bin, sondern für meine Tochter. Für Victory.

ERSTER TEIL
ANGEKNACKST

*Die reizende Ophelia! – Nympe, schließ
In dein Gebet all meine Sünden ein!*

William Shakespeare, *Hamlet*

EINS

Als meine Mutter mich Ophelia nannte, fand sie das hochliterarisch. Sie wusste nicht, dass sie eine tragische Wahl getroffen hatte. Andererseits wusste sie wohl genauso wenig, was eine Tragödie ist, so wie Menschen aus besonders wohlhabenden Verhältnissen nicht realisieren, wie reich sie eigentlich sind; sie kennen es nicht anders. Meine Mutter fand den Namen schön, sie war der Meinung, er klinge wie ein Blumenname. Sie wusste, dass er zu einer berühmten Geschichte gehört (aber sie hätte nicht sagen können, ob es sich dabei um einen Roman oder ein Theaterstück handelte). Wahrscheinlich sollte ich mich glücklich schätzen, immerhin waren ihre anderen beiden Favoriten »Lolita« und »Gypsy Rose«. Ophelia hatte wenigstens einen Hauch von Würde.

Das geht mir durch den Kopf, während ich den Einkaufswagen durch die Gemüseabteilung des Supermarkts schiebe, vorbei an leuchtend grünen Äpfeln und knackigen Salat Herzen, an riesigen, glänzenden Orangen und prallen, roten Paprikaschoten. Der mir allzu bekannte Mann vor der Fleischtheke winkt und schenkt mir ein Lächeln, das vermutlich gewinnend wirken soll, mir aber eine Gänsehaut über den Rücken jagt. Er wird so etwas wie »Hallo, Schätzchen« oder »Hallo, Kleine« sagen, und ich werde mich fragen, womit ich seine Aufmerksamkeit verdiene. Ich bin nämlich alles andere als ein offener oder warmherziger Mensch; ich kann es mir nicht leisten, zu freundlich zu den Leuten zu sein. Natürlich kann ich es mir genauso wenig leisten, zu *unfreundlich*

zu sein. Ich kontrolliere mein Spiegelbild im Metallrahmen der Fleischtheke und vergewissere mich, dass ich unnahbar aussehe, ohne merkwürdig zu wirken. Mein Spiegelbild wird von den unzähligen Dellen und Kratzern im Metall verzerrt.

»Hallo, junge Dame«, sagt er, macht eine gezierte Geste und deutet eine Verbeugung an.

Ich lächle kühl, es ist kaum mehr als ein Hochziehen der Mundwinkel. Er tritt mit theatralischem Schwung beiseite, um mich vorbeizulassen.

Ich bin zu der Sorte Frau geworden, von der meine Mutter sich hätte einschüchtern lassen. An den meisten Tagen binde ich mein blondes, vom Waschen noch feuchtes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen; ich mag schlichte Eleganz. Ich trage einfache, legere Kleidung – umgekrempelte Khakihose und weiße Oversizedbluse unter einer dunkelblauen Barbourjacke. Nichts Besonderes, außer dass meine Schuhe und meine Handtasche mehr kosten, als meine Mutter früher in zwei Monaten verdient hat. So etwas wäre ihr aufgefallen. Sie hätte mit schlechtem Benehmen reagiert, wäre pampig und gemein geworden. Das lässt mich kalt. Es ist eine Tatsache, schlicht und einfach, wie Tatsachen nun einmal sind. Na ja, die meisten jedenfalls. Dennoch erkenne ich meine Mutter in meinem Spiegelbild wieder – die helle Pfirsichhaut, die hohen Wangenknochen, die dunkelbraunen Augen. Und im Gesicht meiner Tochter sehe ich sie ebenfalls.

»Annie? *Hal-lo?*«

Ich stehe wieder in der Gemüseabteilung, ehrlich gesagt weiß ich nicht, was mich hierher zurückgebracht hat. In der Hand halte ich eine glatte, reife Nektarine. Ich muss sie angestarrt haben wie eine Kristallkugel, die mir meine Zukunft verrät. Ich hebe den Kopf und sehe meine Nachbarin Ella Singer, die mich ebenso amüsiert wie besorgt beobachtet. Ich weiß nicht, wie lange ich die Nektarine angestarrt habe, oder

seit wann Ella versucht, auf sich aufmerksam zu machen. Wir sind mehr als Nachbarinnen, wir sind befreundet. Alle hier nennen mich Annie, sogar Gray, der es eigentlich besser wissen müsste.

»Jemand zu Hause?«, fragt Ella.

»Entschuldige«, sage ich mit einem kurzen Kopfschütteln, »ich habe wohl geträumt.«

»Alles in Ordnung?«

»Ja. Doch, wirklich.«

Ella nickt und greift ebenfalls zu den Nektarinen. »Wo ist Vicky?«

Alle Nachbarinnen, alle Lehrer und auch die Mütter ihrer Freundinnen nennen meine Tochter »Vicky«. Ich korrigiere sie nicht, aber innerlich zucke ich jedes Mal zusammen. Sie heißt nicht Vicky. Ich habe sie Victory genannt, weil der Name mir etwas bedeutet, und ich hoffe, dass er ihr irgendwann auch etwas bedeuten wird. Es stimmt, der Name ist mir in einem Anfall von übersteigertem Selbstbewusstsein eingefallen. Aber Gray verstand auf Anhieb und gab seine Zustimmung. An jenem Tag haben wir uns beide sehr selbstbewusst gefühlt. Ich zehre bis heute von dem Gefühl. Obwohl es mir in letzter Zeit und unerklärlicherweise immer öfter abhandenkommt.

»Sie ist bei Grays Stiefmutter. Schwimmkurs mit Oma«, sage ich und lasse die Frucht in den durchsichtigen Plastikbeutel fallen. Die Nektarinen duften süß und frisch. Sie sind fast überreif und kurz vorm Platzen. Eine alte Frau mit einer Gehhilfe aus Aluminium schiebt sich direkt hinter uns schwerfällig vorbei. Aus den unsichtbaren Lautsprechern dudelt eine blechern verzerrte, weichgespülte Version von »Don't Stand So Close to Me« von The Police.

»Wie nett«, sagt Ella nickend. »Hast du Zeit für einen Cappuccino?«

Ich werfe einen Blick auf meine Uhr, wie um nachzusehen,

ob in meinem übervollen Terminkalender noch Platz ist. Dabei wissen wir beide, dass ich nichts zu tun habe und Victory erst in Stunden zurückkommen wird – nach dem Schwimmen, bevor es zum Mittagessen und anschließend nach draußen geht, wo die Nachbarskinder auf sie warten. Die meisten von ihnen sind ältere Jungs, die Victory herumkommandiert wie eine Königin. Sie lieben sie dafür.

»Klar«, sage ich. Ella lächelt.

»Toll, dann sehen wir uns drüben, wenn du fertig bist.« Mit ›drüben‹ meint sie das kleine Café am Strand, wo wir uns immer treffen.

»Bis gleich.«

Sie schiebt ab. Ich mag Ella sehr gern. Sie ist immer so unkompliziert, offen und warmherzig, vertrauensselig und stets gut gelaunt; in ihrer Gegenwart fühle ich mich fast wie eine eiskalte Zicke. Ich winke ihr lächelnd nach. Mein Herz klopft. Wahrscheinlich habe ich schon zu viel Koffein intus, und mein Herz protestiert beim Gedanken an noch mehr. Vielleicht werde ich einfach einen Kamillentee bestellen.

Auf dem Weg zur Kasse fällt mir ein mürrischer Teenager auf, ein junges Mädchen, das neben seiner Mutter an der Feinkosttheke steht. Das Mädchen ist so dünn, dass seine Beckenknochen sich durch die Jeans zu bohren scheinen. Auf seinen Lippen funkelt rosafarbenes Gloss. Es hält sich ein Handy ans Ohr und kaut am rechten Daumennagel.

»Taylor, lass das«, sagt die Mutter und zieht an der Hand des Mädchens. Die beiden starren einander an wie rivalisierende Gangmitglieder. Ich frage mich, ob Victory und ich diese Phase, die Wirren der Adoleszenz, auch durchmachen werden. Ich kann es mir nicht vorstellen. Ich lebe in beständiger Angst, den Luxus der Auseinandersetzungen mit meiner halbwüchsigen Tochter nicht mehr erleben zu dürfen.

Ich gehe auf den Parkplatz und lade meine Lebensmittel

in den Kofferraum. Ich sehe Ellas Auto davonfahren; sie hält die gespreizten Finger in die Höhe, um mir zu sagen: fünf Minuten! Sie wird nach Hause fahren und die Lebensmittel auspacken, bevor wir uns zum Kaffee treffen, und ich werde es genauso machen, schließlich wohnen wir nur wenige Minuten von hier entfernt. Dann brauchen wir keine Angst zu haben, das Hühnchen könnte schlecht werden oder das Eis schmelzen. Vorstadtsorgen, die ich mir gern mache, weil sie so simpel und relativ überschaubar sind. Aber als ich den Kofferraum zuschlage, kann ich es fühlen.

Es ist, als wäre die Sonne hinter einer dicken Wolkendecke verschwunden und der Himmel auf einen Schlag dunkelgrau. Bloß dass man nichts davon tatsächlich sehen kann. Es ist ein strahlender, ungewöhnlich kühler Frühlingmorgen in Florida. Der Parkplatz ist voll, überall laufen Mütter und Kindermädchen mit Kindern aller Altersstufen herum. Die Osterferien stehen bevor. Ich höre Gelächter, das Kreischen einer Möwe; ich kann die salzige Luft und den Golf von Mexiko riechen. Aber innerlich zerreißt es mich. Durch meine Adern fließt kalte, schwarze Tinte.

Ich springe in meinen Geländewagen, verriegle die Türen, klammere mich ans Lenkrad und versuche, mich zu beruhigen. Ich kenne diese Panikattacken. Normalerweise handelt es sich um einzelne Zwischenfälle, so kurz und heftig wie die Sommergewitter hier unten. Während der vergangenen Tage habe ich jedoch eine nach der anderen erlebt, und ihre Intensität hat mich überrascht. Gray nennt das »Fehlalarm«. Ich halte es eher für eine Art Frühwarnsystem.

Die Attacke ist heftiger, düsterer als sonst. Ich fühle echte Angst, ich schwitze und werde kreidebleich. Ich atme nur noch unregelmäßig, aber beim Blick in den Rück- und Seitenspiegel kann ich nichts Ungewöhnliches entdecken. Der Gegensatz macht mich ganz benommen, fast werde ich böse

auf den strahlend sonnigen Tag, auf die Leute auf dem Parkplatz, die so fröhlich vor sich hinleben.

Nach einer Weile fahre ich, immer noch zittrig, einfach los und steuere das Auto vorsichtig nach Hause. Ich biege in unsere Privatstraße ein und winke dem Wachmann an der Schranke zu, komme an prunkvollen Villen mit terrakottafarbenen Dachziegeln und bunten Briefkästen vorbei. Die Häuser ducken sich unter riesigen Palmen, die Briefkästen haben die Form von Seekühen, Delphinen oder Flamingos oder sind eine Miniaturnachbildung des Haupthauses. In den gepflasterten Einfahrten stehen die neuesten Modelle der Luxusklasse.

Als ich in unsere Einfahrt biege, hebt die Frau im Nachbargarten die Hand zum freundlichen Gruß. Sie gießt gerade ihre Blumen. Ich erwidere die Geste und versuche zu lächeln, während ich auf die Fernbedienung für das Garagentor drücke. Weil ich keine Lust auf ein schwachsinniges Gespräch habe, bleibe ich im Auto sitzen, bis das Garagentor sich hinter mir geschlossen hat. Ich stelle den Motor ab und warte. Das wilde Herzklopfen lässt nach. *Ich bin in Sicherheit*, sage ich mir. *Dieses Haus ist sicher*. Das Zittern hört auf. Mein Atem geht wieder regelmäßig. Ich drücke einen Knopf am Armaturenbrett und höre das Freizeichen.

»Oma anrufen«, sage ich.

»Anruf bei Oma«, wiederholt das Autotelefon förmlich. Victory *liebt* das Geräusch und fängt immer, wenn sie es hört, unkontrolliert zu kichern an.

Nach dem ersten Klingeln antwortet eine samtige Männerstimme. »Hallo?«

»Hier ist Annie«, sage ich und merke, wie zittrig meine Stimme klingt. Er antwortet nicht gleich; auch er hat es bemerkt. Ihm entgeht nichts.

»Hallo, Annie.« Die gleichbleibend ruhige Stimme meines

Schwiegervaters Drew. Ich sehe vor mir, wie er an dem schweren Eichenholzschreibtisch in seinem Arbeitszimmer sitzt, umgeben von Diplomen, militärischen Auszeichnungen und den Fotos seiner Kameraden von den Navy SEALs – seltsame, grobkörnige Aufnahmen von blutjungen Männern, die viel zu glücklich aussehen, um Waffen zu tragen. »Sie sind im Pool.«

»Ist alles in Ordnung?«, frage ich und hasse mich im selben Moment für die Worte, die aus meinem Mund purzeln.

»Alles bestens«, sagt Drew mit fester, ruhiger Stimme. Sein selbstsicherer, entschiedener Ton beruhigt mich, und ich schäme mich dafür, meine Schwäche gezeigt zu haben.

»Ist bei dir alles in Ordnung?«, fragt er nach einer Weile. Ich versuche, seinen verächtlichen Unterton zu überhören.

»Ja«, versichere ich viel zu schnell. Ich muss mich wiederholen, in beschwingterem Tonfall und etwas langsamer, um das erste Ja auszugleichen. »Ja. Alles prima. Du brauchst sie nicht zu stören. Ich komme gegen zwei vorbei, um Victory abzuholen.«

Ich beende das Gespräch, bevor er mir weitere Fragen stellen kann, und dann mache ich mich daran, die Lebensmittel auszuladen. Während ich die Sachen einräume, schalte ich den Fernseher in der Küche ein. Auf dem Bildschirm erscheint das Bild einer dünnen Blondine mit traurigem Gesicht. Die Bildunterschrift lautet: Frauenleiche in Zentralflorida gefunden – sechster Mordfall in fünf Jahren. Aus dem Off nuscht sich eine Männerstimme mit schwerem floridianischem Akzent durch die Einzelheiten: keine Spuren am Fundort, Überschneidungen mit den anderen Fällen. Hastig schalte ich den Fernseher aus; solche Nachrichten sind das Letzte, was ich jetzt gebrauchen kann.

Ich versuche, das ungute Gefühl abzuschütteln, das mich beschlichen hat, und gehe meinem Tagwerk nach – Kaffee

mit Ella, noch ein paar Besorgungen, dann Victory bei Drew und Vivian abholen. Als ich über Vivians Schwelle trete und mein kleines Mädchen sehe, gehört der dunkle Schatten fast schon der Vergangenheit an. Aber ich habe ihn noch nicht vergessen. Er verfolgt mich wie ein Geist.

»Alles in Ordnung, Liebes?«, fragt Vivian, als ich mir meine Tochter auf die Hüfte setze. (*Sie ist zu groß, um noch herumgetragen zu werden, Annie. Du verwöhnst sie*, sagt Gray.) Victory lässt sich erschöpft an mich sinken. Sie duftet nach einer Mischung aus Sonnencreme, Chlorwasser und Babyshampoo.

Ich drehe mich um und versuche zu lächeln. »Falscher Alarm«, sage ich. Alle kennen den Code.

»Bist du sicher?«, fragt Vivian. Ich bemerke, wie müde sie aussieht, unter ihren verquollenen Augen hängen dunkle Halbmonde. Ihre Miene verrät eine Mischung aus Liebe und Besorgnis, und am liebsten würde ich mich ihr an den Hals werfen und weinen. Es wäre nicht das erste Mal.

Hinter ihr kann ich den Golf von Mexiko sehen, der träge an den Strand schwappt. Die Rückseite des Hauses besteht komplett aus Glas. Der randlose Swimmingpool scheint direkt ins Meer überzugehen, eine sorgfältig konstruierte Illusion. Auf so etwas sind wir in dieser Familie spezialisiert.

»Mommy macht sich Sorgen«, flüstert Victory an meinem Hals. »Mach dir keine Sorgen.« Sie legt ihre Arme fester um mich, und ich drücke sie.

»Ich mache mir keine Sorgen, Schätzchen«, sage ich und fühle ein stechendes Schuldgefühl. »Ich bin nur müde.«

Bestimmt glaubt sie mir kein Wort. Wissen Sie, Kinder lassen sich nichts vormachen. Man sollte es gar nicht erst versuchen, denn sonst fangen sie an, an sich selbst zu zweifeln.

»Hast du Gray angerufen?«, fragt Vivian mit gerunzelter Stirn. Sie riecht nach Zitronengras. Sie legt eine Hand auf meinen Arm und reibt ihn sanft.

Ich versuche es mit einem beiläufigen, selbstkritischen Lächeln. »War nicht nötig.«

Sie wirft mir einen skeptischen Blick zu, sagt aber nichts mehr. Sie drückt einen Kuss erst auf meine, dann auf Victorys Wange und legt ihre fülligen Arme um uns. Als wir aus der Einfahrt rollen, entdecke ich Drew, der oben am Fenster seines Arbeitszimmers steht und uns beobachtet.

Während Victory am Nachmittag ihren Mittagsschlaf hält, sitze ich auf unserem Pooldeck, genieße den Ausblick aufs Meer und fange an, mir Gedanken darüber zu machen, auf welche Art ich aus dem Leben scheiden könnte.

Als Gray spätabends nach Hause kommt, liegt Victory längst tief und fest schlafend in ihrem Bett oben im Kinderzimmer. Ich sitze auf dem Ledersofa, das ich mir nicht ausgesucht habe und das mir eigentlich nicht gefällt, und starre in das flackernde Kaminfeuer, als er zur Haustür hereinkommt. Eine Sekunde lang ist er nicht mehr als ein langer Schatten im Flur; er könnte sonst wer sein. Aber dann tritt er ins Licht und wird zu meinem müden, erschöpften Ehemann. Er weiß nicht, dass ich ihn beobachte. Als er mich entdeckt hat, lächelt er und wirkt gleich ein bisschen frischer.

»Hey«, sage ich, stehe auf und gehe ihm entgegen.

»Hey.« Seine Umarmung ist kräftig, ich lasse mich hineinsinken und klammere mich an ihm fest. Nichts an ihm ist weich, jeder einzelne Muskel in seinem durchtrainierten Körper zeichnet sich deutlich unter der Haut ab. Hier fühle ich mich sicher. Nach dem aufreibenden Tag kehrt endlich Ruhe ein.

»Möchtest du einen Drink?«, frage ich und wende mich ab. Er hält mich noch kurz fest und versucht, mir in die Augen zu sehen, dann lässt er mich los.

»Was trinkst du?«, fragt er.

»Wodka auf Eis.«

»Klingt gut.«

Ich gehe zur Bar hinüber, von der man tagsüber aufs Pooldeck schauen kann. An diesem Abend kann ich in der Fensterscheibe nur mein Spiegelbild erkennen, während ich ein kantiges Glas mit Eis und Wodka aus dem Kühlschrank fülle. Auch dieses Ausstattungsmerkmal habe ich mir nicht ausgesucht – die Bar mit eigener Spüle und einem Riesenvorrat an alkoholischen Getränken, die wir kaum anrühren. So vieles in diesem von Vivian eingerichteten Haus – ein lächerlich extravagantes Hochzeitsgeschenk meines Schwiegervaters – hat nichts mit mir und Gray zu tun. Sich für ein solches Geschenk angemessen dankbar zu zeigen ist fast unmöglich, an den zahlreichen unnötigen Extras herumzumäkeln geradezu ausgeschlossen. Manchmal habe ich das Gefühl, in einem Musterhaus zu leben. Alles ist blitzblank und perfekt und doch haarscharf daneben.

Ich gehe zu Gray zurück und reiche ihm seinen Drink; dann setzen wir uns. Ich lege meine Beine auf seinen Schoß und greife nach meinem Glas auf dem Tisch. Das Eis ist geschmolzen, der Wodka schmeckt wässrig und lau. Ich trinke ihn trotzdem, denn ich bin zu faul, mir einen neuen zu holen.

Eine der Glastüren steht offen, und ein salziger, für diese Jahreszeit ungewöhnlich kühler Luftzug bläst herein, um sofort vom Kaminfeuer aufgewärmt zu werden. Ich folge Grays Blick. Ich weiß, er ist der Ansicht, die Tür müsse geschlossen und verriegelt sein, aber er schweigt. Ich sehe die tiefe, halbmondförmige Narbe zwischen seinem rechten Auge und der Schläfe, und mir fällt auf, wie selten ich seine Narben noch beachte. Anfangs weckten sie mein Misstrauen, sie ließen ihn hart und distanziert wirken. Damals fragte ich mich, welche Art von Gewalt so viele Spuren an einem Mann hinterlas-

sen würde. Aber heute kenne ich die Antwort, und ich kenne sein Herz.

»Es geht wieder los«, sage ich, nachdem wir eine Minute stumm in die Flammen gestarrt haben. Ich klinge sehr dramatisch, selbst bevor ich hinzufüge: »Schlimmer als je zuvor.«

Gray reagiert kaum, aber ich sehe, wie sich seine Kiefermuskulatur unter den schwarzen Bartstoppeln anspannt. Er schaut ins Feuer, macht die Augen zu und wieder auf und seufzt. Die Situation ist ihm nicht neu.

Er legt eine Hand auf meinen Arm und blickt mir ins Gesicht. Im dämmerigen Licht kann ich die Farbe seiner Augen nicht erkennen, aber ich weiß, sie sind stahlgrau, seit dem Tag seiner Geburt. Daher auch sein Name.

»Er ist tot«, sagt Gray. »Seit langer Zeit.«

Er hat immer Geduld mit mir, egal, wie oft wir das Thema schon durchgegangen sind. Ich ziehe die Knie an und kuschle mich in seine Armbeuge.

»Woher willst du das wissen?«, frage ich. Ich habe ihm die Frage schon tausend Mal gestellt, nur um immer die gleiche Antwort zu hören.

»Weil ich ihn umgebracht habe, Annie.« Er berührt mein Kinn und dreht meinen Kopf zu sich, damit ich ihm seine unerschütterliche Überzeugung vom Gesicht ablesen kann. »Ich habe ihn sterben sehen.«

Ich fange an zu weinen, weil ich weiß, dass er das wirklich glaubt. Und weil ich es auch so gern glauben möchte.

»Willst du wieder mit den Medikamenten anfangen?«

Nein, das will ich nicht. Gray beugt sich vor, um sein Glas abzustellen. Ich rutsche dicht an ihn heran, und er umarmt mich und lässt mich weinen, bis ich mich besser fühle. Ich kann nicht sagen, wie lange es noch dauern wird. Aber Gray ist immer so geduldig.



Lisa Unger

Denn du bist mein

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-46952-9

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2009

Ein Psychothriller erster Güte

Auf den ersten Blick führt Annie Powers ein sorgenfreies Leben in einem Vorort von Florida: Ihr Mann Gray vergöttert sie, und durch ihre gemeinsame Tochter scheint das Glück perfekt. Aber die junge Frau wird verfolgt – von ihrer eigenen Vergangenheit, an die sie sich nur bruchstückhaft erinnern kann. Damals hieß sie Ophelia March und war ihrem Stiefbruder Marlowe, einem Serienkiller, hörig. Und obwohl Annie weiß, dass Marlowe tot ist, weiß sie auch, dass er ihr wieder Zeichen sendet, und dass nicht nur sie, sondern vor allem ihre Tochter in großer Gefahr ist ...